

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Königsträume.

Roman von Karl Busse.  
(Nachdruck verboten.)  
(Fortsetzung.)

Der Graf war sofort der liebenswürdige Gesellschafter. „Gewiß,“ sagte er verbindlich, „andere Völker, andere Sitten. Herrn von Bersens Weltsprogramm ist bei unseren Verhältnissen undenkbar. Ebenso wahrscheinlich das meine in Preußen. Wer will da sagen, dies ist recht und jenes falsch?“

„Und außerdem,“ sagte Bersen, „vergessen wir heute zum zweitenmal, daß das gnädige Fräulein ein gutes Recht auf eine andere Art der Unterhaltung hat. Ich bitte recht sehr um Entschuldigung.“

Ein dankbarer Blick Hannas traf ihn. „Ja,“ sagte sie und atmete auf, „so schlimm wie heute war's wirklich noch nie.“ Und lachend: „Na, Ende gut, alles gut! Man lernt ja auch immer.“

„Und welche Stange halten Sie, Gnädigste?“ fragte der Graf.

„Ich werde mich hüten, das zu verraten. Dann geht der Tanz noch einmal los.“

„Aber wenn wir versprechen, schweigend das Urteil zu empfangen?“

„Es würde mich auch interessieren,“ warf Bersen hin und sah sie groß an.

Sie zögerte und blickte von einem zum andern. Dann wurde sie leicht rot.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung, Herr Graf.“

Kutowski hatte ein nervöses Zucken um die Mundwinkel, wie es ihm eigen war. Und sah traten auf seinem schmalen, blassen Gesicht die beiden roten Flecke hervor. Es war ein böser Blick, der einen Moment den Leutnant traf. Dann sagte er völlig ruhig: „Wenn sich eine so liebenswürdige Dame gegen mich erklärt, strecke ich die Waffen.“

„Und ich erkläre feierlich den Frieden,“ lachte Hanna. Ernst August und der alte Baron, die sich bisher mit dem Rotwein beschäftigt und leise über ein paar persönliche Fragen diskutiert hatten, mischten sich ins Gespräch. Aber Hans Albert sollte mit seiner Ansicht, daß es heute noch ein scharfes Zeichen geben würde, unrecht behalten. In ganz konventionellen Grenzen schloß sich die Unterhaltung hin. Und wider Erwarten erhob sich Graf Kutowski nach einer halben Stunde, um sich zu empfehlen. Man nötigte nicht allzu ernstlich, und es hätte auch schwerlich viel genützt. Denn hatte Napoleon Kutowski mal einen Entschluß gefaßt, blieb er fest.

Als er sich zum Kusse auf Hannas Hand niederbeugte, ging ein leises Zittern durch seinen Körper. Ein seltsam heißer Blick traf sie, und sie halb verlegen sich abwandte. Mit herzlichem Händedruck nahm er Abschied von Hans Albert und Ernst August. Dann wandte er sich zu Bersen.

„Herr Leutnant —!“

„Herr Graf —!“

„Ich hoffe, daß wir uns nicht das sechste mal gegenübergetreten sind.“

„Ich hoffe dasjelbe.“

Eine nochmalige kühle Verbeugung. Einen Moment trafen sich die Blicke. Wie zwei Dolche, die sich kreuzen.

Der Schlitten stand im Hofe bereit. „Nach Hause!“ befahl der Graf. Und kräftig griffen die Käuße aus.

### 6. Kapitel.

In Decken gehüllt, den Pelzfragen hochgeschlagen, sah er mit finstern Gesicht da. Sein Atem ging rasch; eine Trostsalbe hatte sich in seine Stirn gegraben. Dampf vor sich hinbrütend starrte er ins Weite, über die verschneiten Felder, in die sternige, kalte Winternacht. Er fuhr erst auf, als der Schlitten beim Abbiegen von der Chaussee ziemlich heftig herumgeschleudert ward. Ein breiter Weg, den er selbst hatte anlegen lassen, führte gleich hinter Nasgora in fast gerader Linie nach Muchocin und Strylewo, den von Vorwerken umlagerten Hauptplätzen der gräflichen Familie.

„Euer Gnaden befehlen?“ fragte der Kutscher und wandte sich.

„Nichts! Fahr' zu!“

Gehorsam hieb der Mann auf die Pferde ein. Doch hätte er drauf schwören mögen, daß sein Herr etwas gesprochen hatte. Und so war's auch. Als müßte er sich den Klang für immer einprägen, hatte der Graf Bersens Namen genannt. Seine Hände ballten sich. Was war denn dieser Bersen? Ein lumpiger Leutnant, ein Nichts, ein Maulheld! Ein Mensch, dessen Leben darin aufging, Rekruten zu drillen; ein Herr von Habernichts, der sich frech in seine Kreise drängte, der sich vielleicht nicht einmal scheute, die Augen zu Hanna von Grafhild zu erheben! Unverschämte und lächerlich gleichzeitig.

Wie ein Wölkchen ward sein Atem in der kalten Nacht sichtbar. Er strich den Schnurrbart, in den sich Eiskristalle gesetzt hatten, und griff instinktiv in die Tasche des Pelzes. Dort steckte der geladene Revolver. Seine Hand umspannte den Schaft der Waffe. O, dieser Leutnant hatte seine letzten Worte wohl verstanden! Noch einmal wollten sie sich gegenüber treten, beide hofften es, aber anders! Statt der spizen Worte sollten die Säbel kreisen oder die Pistolen sprechen. Wenn es erst wäre!

Er nickte. Dann ließ er die Waffe los. War es nicht närrisch, sich über Lappalien aufzuregen? Was ging ihn im Grunde der Offizier an? Und was wußte der von ihm? Sein Leben zog an ihm vorbei. In Pracht, Glanz und Reichtum war er gewöhnt, so lange er denken konnte. Aus dem unglücklichen Freiheitskampf von 1830 war sein Vater knapp drei Jahre zurück; da ward er geboren. Kampf- und Freiheitslieder, schwermütige Volkswaisen tönnten über seine Wiege. Bartel Böhnd, der treue Diener, der tapfer an der Seite seines Herrn gekämpft, raunte sie dem Knäblein ins

Ohr. Das einzige Kind ward von allen verwöhnt. Wenn sein Vater mit dem Inspektor arbeitete, durfte er auf dem Teppich im Zimmer spielen. An den Wänden hingen die Bilder der polnischen Könige. Das letzte und größte sah auf den Schreibtisch hinab, an dem der Vater saß. Oft wies Bartel Bzchod heimlich mit dem Finger danach und sagte: „Sieh' es dir an, Söhnchen, der letzte König von Polen, die Teilung brach ihm das Herz. Gott helfe uns allen und Polen insbesondere! Der da hängt, ist der Großonkel deines Vaters. Dein Urgroßvater und König Stanislaus waren rechte Bettern. Es kann eine Zeit kommen —“

Aber erschrocken, als dürfe er nicht weiterreden, hielt Bartel Bzchod sich den Mund zu. „Bereite dich vor,“ murmelte er. „Die Rutkowski, die Czartoryski und Poniatowski — große Namen, Söhnchen, große Namen! Doch wo sind die Poniatowski geblieben? Erbarme dich, heilige Jungfrau! Bleiben noch zwei Namen, so oder so! Wenn ein neuer König von Polen kommt, einen davon wird er führen, so wahr ich Bartel Bzchod heiße und meinem gnädigsten Herrn treu diene.“

Der Knabe verstand nicht alles. Aber er sah das große Bild an, das über dem Schreibtisch hing. Er sah Krone undzepter, Purpur und Hermelin. Die Krone besonders tat es ihm an. Es mußte sich schon damit spielen lassen, hei, wie sie rollen mußte, wenn man sie auf dem Fußboden entlang kolerte. Und einst, die Mutter saß im Sessel, der Vater hatte die Hand auf die Lehne gestützt, sagte der Knabe, der sich langweilte: „Ich will auch eine Krone, Papa, wie sie der König hat.“ Und die Hände griffen in die Luft, während die Blicke unverwandt am Bilde hingen.

Erstaunt sahen die Eltern sich an.

„Und warum, Napoleon?“ fragte der Vater.

„Spielen möcht' ich,“ antwortete das Kind. „Das andere Spielzeug ist immer dasselbe.“

Ernst und mit seltsamen Augen nahm der Vater seinen Sohn empor. „Sieh' sie dir in der Nähe an, Kind,“ sprach er und hob ihn über den Schreibtisch, „mit Kronen spielt man nicht!“

Und leiser, zur Mutter gewandt: „Höchstens um Kronen.“

„Was sagst du, Papa?“

„Nichts, Napoleon!“

Erstaunt wandte der Knabe den Kopf. Bartel Bzchod, der Diener, stand beiseiden an der Tür. Er hatte die Hände gefaltet und ließ den Blick nicht ab von ihm, nicht ab von dem kleinen Napoleon Rutkowski.

Er ward älter. Bartel Bzchod lief ihm wie ein treuer Hund nach. Er ließ sich schlagen, treten — es tat nichts. Er gehorchte dem Kinde fast eifriger als dem Vater. Und ob der alte Rutkowski aus guten Gründen auch verbot, daß Bartel zu oft mit dem Knaben zusammenstecke, Bartel trockte dem Verbot und kauerte sich im Park neben die Schaukel hin und erzählte dem jungen Herrn vom König Stanislaus, seinem Vorfahren, von dem Unglück des Vaterlandes, vom letzten Freiheitskampf.

Unter dem Bilde hing ein Säbel. Der Vater hatte ihn bei Grochow und Ostrolenka geführt. „Mir scheint,“ lachte Bartel Bzchod, „er ist noch rot vom Moskowiterblut. Kein Polensäbel, keine Senze ward 1830 und 1831 röter als er.“ Und leise raunend erzählte er von Heldentaten, die des Knaben Vater getan. Der beste Ritter der heiligen Jungfrau, so hatte ihn ein Priester genannt, und der Name verbreitete sich bald im ganzen Heere. Das alles hörte Napoleon von dem treuen Diener. Und der Knabe träumte seltsame Königsträume, in denen er mit der Krone spielte und daszepter wie einen Ball in die Höhe warf und wieder auffing.

Als Napoleon Rutkowski sechzehn Jahre alt war, rief ihn der Vater ins Zimmer. Zum erstenmal hörte er aus seinem Munde, was er durch Bartel längst wußte, wenn auch Bartel oft verworrenes Zeug geschwätzt. Die nahe Verwandtschaft mit den Czartoryskis und durch diese mit Stanislaus II. von Polen ward ihm erklärt, und bewegt ermahnte der Vater den Jüngling, die Tradition heilig zu halten und, wie er's getan, als Mann einst auf der Wacht zu stehen. Vom weißen Adler sprach der Graf und vom Vaterlande, das geknechtet am Boden liege. Und nun erfuhr er auch, weshalb er Napoleon hieß.

„Der große Kaiser,“ sagte der Alte, „hatte ein Herz für Polen, ob die Leute auch anders reden. Er hatte schon begonnen, ein selbständiges Herzogtum Warschau zu schaffen. Er hat es 1809 vergrößert. Er zog 1812 zur Besiegung Ruß-

lands aus, und wäre er als Sieger heimgekehrt, lebten wir heute in einem freien Königreiche Polen. Das wußten die hunderttausend Polen, die unter ihm fochten. Sein Fall war auch unser Fall. Die Flammen Moskows begruben seine Macht und unsere nationalen Hoffnungen. Aber so lange ich lebe, werde ich nicht aufhören, für den Toten von St. Helena zu beten. Nach ihm heißt du Napoleon, nach jenem dort Stanislaus. Vergiß das niemals, mein Sohn. Wenn mich nicht alles täuscht, steigt drüben im heiligen Frankreich ein neuer Stern empor: der Siegerstern des ersten Kaisers. Ein Napoleon sitzt auf dem Präsidentenstuhl, aber ein Napoleon bleibt nicht beim Prinz-Präsidenten stehen. Vielleicht führt der Neffe einst aus, was der Onkel nicht konnte. Dann siehe zu, daß du deine Zeit nicht verkümmst!“

„Wie meinst du das? Was soll ich tun? Willst du mir nicht mehr sagen?“

Da wandte sich der Vater, sah aus dem Fenster und sprach fast heftig: „Geh, geh, ich will allein sein!“

Doch an der Tür hörte er seinen Namen rufen: „Napoleon!“

Der Vater hatte ihm wieder das Gesicht zugekehrt, mit übereinandergeschlagenen Armen, wie es der abgöttisch von ihm verehrte große Kaiser geliebt, stand er da. Und langsam, mit eindringlichem Ernst, sagte er: „Jeder Mensch bestimmt selbst über sein Leben und Streben. Es gibt Dinge, wo jeder Rat, wie er auch ausfallen möge, Frevel ist. Was ich jetzt spreche, verstehst du noch nicht; aber es wird ein Tag kommen, wo du es verstehen wirst. Dann wirst du dich entscheiden.“

Ein leichtes Reigen des Kopfes, und noch verwirrter verließ der Jüngling das Zimmer. Nicht lange darauf, früher als andere, ging er zur Universität. Auf den Knien bat Bartel Bzchod, er möchte ihn mitnehmen. Der Vater war dagegen, die Mutter dafür. „Bartel ist treu,“ sagte sie, „einen treuen Menschen kann Napoleon immer brauchen.“ So ward denn der Diener dem Sohne mitgegeben. In Warschau und Lemberg ward der junge Graf sehr gefeiert. Sein Rang und Reichtum erschlossen ihm jede Pforte. Von Lemberg aus ging es nach Paris. Dort nahm ihn der alte Fürst Wam Czartoryski wie einen Sohn auf. Er küßte ihm die Hand und nannte ihn Onkel. Inzwischen war die Vermutung seines Vaters verwirklicht worden. Aus dem Prinz-Präsidenten war der Kaiser Napoleon III. geworden, vor dem der junge Graf Rutkowski sich in den Tuileries verneigen durfte. Im Hause seines Onkels fand er die bedeutendsten polnischen Emigranten. Er hörte sie reden, Pläne schmieden, über den Stand der vaterländischen Dinge berichten. Viele der Worte seines Vaters wurden ihm klarer.

Aber er war jung, und Paris war groß. Das junge Kaiserreich wollte Pracht und Frohsinn. Man mußte die Stadt bei guter Laune erhalten. Es war eine Zeit der Feste und Freuden. Mit heißem Herzen stürzte sich der junge Pole hinein. Der weiße Adler war fern — aber berückend nahe waren die weißen Schultern schöner Frauen, und der Wein duftete in den Kelchen, und die Blumen dufteten aus dunklem Haar, während die Seide knisterte und die Musik wunderbar berauschende Weisen spielte.

(Fortsetzung folgt.)

## Die deutsche Niederlage.

(Eine Phantasie.)

Den Leuten, die ungeachtet der wiederholt bekundeten Abneigung Englands gegen einen Friedensschluß wädhnen, die deutsche Regierung könne doch ein Ende des Krieges herbeiführen, wenn sie nur wolle, wird in der „Sozialdemokratischen Feldpost“ eine erfrischend herbe Lektion erteilt. Weil der Aufsatz in sehr treffender Weise die Gefahren beleuchtet, die eine Förderung solcher Verdrüßlichkeitsstimmung mit sich bringt, drucken wir ihn hier ab. Zu Mut und Frommen aller, die es angeht.

So war es denn wirklich gekommen. Die Feinde Deutschlands hatten den Sieg errungen. Köln, Mainz und Straßburg befanden sich in der Gewalt der Franzosen, die russische Dampfwaale mahnte über Ost- und Westpreußens zertretene Kluren bis ins Herz der Provinzen Pommern und Brandenburg, Schlesien röhete im Verzweiflungskampf, und eben schickten englische Dreadnoughts (Großkampfdampfer) sich an, Hamburg zu bombardieren. Da entschloß sich die deutsche Regierung, um der Bevölkerung weitere nutzlose Leiden zu ersparen, bei den verbündeten Regierungen der Entente um Frieden nachzusuchen.

Es soll hier nicht noch einmal all das Weh der traurigen Ereignisse aufgewählt werden, die diese Katastrophe herbeigeführt

hatten. Es ist ja noch in frischer Erinnerung, wie die zwei Jahre für unerträglich gehaltene Front im Westen unter einer erneuten Offensive der Franzosen und Engländer — mit ihren vorzüglichsten, afrikanischen, indischen und indischen Hilfs-truppen — jäh zusammenbrach und bald darauf auch die Ostfront insanken geriet.

Die früheren Ereignisse, die Schlachttaten, die Gefechtspläne sind bekannt. Aber das „Warum“ bohrt noch in jeder Brust, die verweilte Frage, warum denn dem Feinde im dritten Kriegsjahre das Gelingen mißte, was bis dahin kein Mensch innerhalb und außerhalb Deutschlands für möglich gehalten hätte.

Wir müssen es hier offen aussprechen: Der Sieg, den unsre Feinde niemals aus eigener Kraft hätten erhoffen können, — er fiel ihnen aus Deutschlands Innern heraus mühelos in den Schoß. Nicht ihr Menschenmaterial, nicht ihre Artilleriemunition, nicht ihr Gold, nicht ihre Seeherrschaft konnten den Wall der deutschen Landesverteidigung brechen, — sie wurden seiner erst Herr, als das deutsche Volk selber seine Verteidigung preisgab.

Daran müssen wir hier erinnern. Und zwar deshalb, weil diese Tatsache niemals als großes Ereignis jutage getreten und deshalb bisher unbekannt geblieben ist. Es waren Millionen Kleinigkeiten, die wie eine schleidende Sünde fortzogen, die sich wie ein Herd todbringender Mikroben im Volkskörper eingemischt hatten, — der Kranke sieht wohl kein Glend, aber er kennt die Kleinwesen nicht, die es ihm bereiten. Von diesen Kleinigkeiten, diesen Krankheitsbazillen, hat keine Zeitung im Fettdruck berichtet, sie wurden nicht als Extrablatt verüfentlicht, aber sie waren da, trafen und wühlten, und so kam es, daß der scheinbar kraftstrotzende Körper eines Tages morsch zusammenbrach.

Und jetzt — erinnert Euch einmal der vielen Frauen, die ihren Männern jammernde Briefe ins Feld schickten, ihnen das eingedrückte Leben daheim als schwärzestes Glend malten (wußten sie wirklich nichts von den Strapazen und Entbehrungen der Front?) und so Mufflosigkeit und düstere Stimmung in die Reihen der Unerträglichkeiten säten. Brach nicht mancher, den sint hungernd durchwachte Regennächte im Schlammloch nicht hatten umwerfen können, niedergeschmettert zusammen, als er in Briefen von daheim (in einer Aufwallung schlechter Laune geschrieben) mit angeblich unerträglichem Glend der Seinen gequält wurde?!

Das ist nur eine beliebig herausgerissene Spielart des verderblichen Bazillus. Eine andere verkörpert jener Arbeiter Wilhelm Badheister, der tagtäglich in der Arbeitsstelle und am Bierisch wiederholte: „Ich bin Proletariat, ich habe nichts zu verlieren. Von mir aus ist es ganz egal, ob die Russen oder Engländer über uns herrschen.“

Von diesem Wilhelm Badheister soll einiges berichtet werden. Als er aber hörte, daß die deutsche Regierung den Frieden nachgedacht hatte, überließ Wilhelm Badheister ein Gefühl selbstbewußter Genugtuung. Das hatte er immer gesagt, dahin mußte es noch kommen! Aber jetzt war doch wenigstens der „darnalige Krieg“ zu Ende, morgen würde er wieder nach Dersenslust essen und trinken, ein Leben der Erleichterung und allgemeinen Freude würde angehen, in dem er, Wilhelm Badheister, sich einmal richtig wieder würde Mensch fühlen können. Aus den Straßen, in den Wirtschaftshäusern gingen die Menschen an jenem Abend stumm und wie von Scham gequält aneinander vorbei. An Wilhelm Badheisters Stammtisch aber wurde ein Hoch nach dem andern auf den Frieden ausgedrückt.

Aber der nächste Tag brachte die ersten Enttäuschungen. Die fremden Regierungen zögerten nämlich, den deutschen Friedensvorschlagn anzunehmen, obwohl er ihnen bedeutende Vorteile sicherte. Jetzt — sich als Sieger sehend — schwall ihre Eier erheblich an, bei einem Teil steigerte sie sich ins Unermeßliche. Gewiß waren auch Stimmen der Vernunft zu hören, die rieten, sich mit einem mäßigen ehrenvollen Gewinn zu beschreiben, aber sie wurden totgeschwiegen durch das Rache- und Vergeltungsgeheul einer von demagogischen Propaganten fanatisierten Menge. Die Erbitterung und Enttäuschung zweier ergebnisloser Kriegsjahre machte sich jetzt Luft; in Paris bildete sich ein Klub „Keine Gnade,“ eine englische Frauenliga bearbeitete die hervorragendsten Friedensfreunde ihres Landes mit der Reitweitsche, — gewiß lächerliche Auswüchse, die aber bitterer Ernst wurden, angeichts der erregten Parlamentisdebatten, in denen ungeheure Mehrheiten jedes Ministerium mit schmachvollem Sturz bedrohten, das es ablehnen würde, den rühmreichen Sieg durch einen Deutschland zerschmetternden Frieden zu krönen.

Ja, nicht einmal die Hungerblockade im Deutschland hob England auf. Der englische Premierminister war es selber, der das scharsinnige Bild prägte: „Deutschland gleicht in diesem Augenblick einem in der Grube gefangenen Raubtier. Wollen wir es zähmen und ihm seine bösen Instinkte austreiben, so müssen wir es in erster Linie dauernd unter strenger Aufsicht und bei schmaler Kost halten.“ Das letztere war Wilhelm Badheister besonders unangenehm. Wo bisher über Nahrungsmittelknappheit geklagt worden war, hatte er mit Stentorsstimme auf die Regierung geschimpft und im Brustton unantastbarer Ueberzeugung erklärt: „Die Kerle sollten nur Frieden schließen, da würden wir schon satt zu essen haben.“ Jetzt schlossen „die Kerle“ Frieden, und was geschah? England erklärte, „zunächst“ und „bis zur Erlangung völliger Sicherheit“ die Hungerblockade noch aufrechterhalten zu müssen. Ja, im Parlament ließ der Premier durchblicken, daß man dies glänzende Mittel, Deutsch-

land in dauernder Untertänigkeit zu halten, überhaupt nicht mehr aus der Hand geben würde.

Auch die feindlichen Heere stellten ihren Vormarsch keineswegs ein. Es war ja niemand da, der für das zerrutene Deutschland hätte eingreifen können, und „je mehr man hat, desto mehr kann man fordern“ äußerte zynisch der russische Generalissimus, als ihm ein Waffenstillstand angetragen wurde.

So kam die Stadt, in der Wilhelm Badheister arbeitete, unter russische Herrschaft. Von der Uebergangzeit, in der die Bevölkerung als „feindliche“ behandelt wurde, soll hier ganz geschwiegen werden. Später kamen „geordnete“ Zustände, da die Russen auf den dauernden Besitz dieses Landstriches rechneten. Nun, unserm Badheister war es ja egal, ob er unter deutscher oder russischer Herrschaft stand. Freilich brachte der Wechsel der Regierung gleich von vornherein allerhand Schereuten, alles wurde auf russisch umgetauft, in der Schule russisch gelehrt, die Behörden verlangten, daß man sich auf Russisch an sie wende usw.

Aber dann kam das Unerwartete. Die Unternehmer setzten mit Hinweis auf die Kriegsschäden, die sie angeblich erlitten hätten, den Lohn herab. Auch Badheister war unter den Betroffenen. Natürlich erwartete er das Eingreifen seiner Gewerkschaft. Aber als diese nach vergeblichem Unterhandeln den Streik erklärte, erschien die Polizei in Begleitung der Kosaken. Das Bureau der Gewerkschaft wurde geschlossen, die Kasse beschlagnahmt, die Führer wurden verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt — jetzt herrschte der Belagerungszustand auch im Frieden fort — und nach Sibirien verschickt. Die Arbeiter streikten trotzdem weiter. Aber jede Versammlung, jede Zusammenkunft war verboten. Als sie es trotzdem versuchten, sprengten die Kosaken dazwischen. Es gab viele Tote und Verwundete.

Unter diesen war auch Wilhelm Badheister. Eine ungeheure Erbitterung hatte sich seiner bemächtigt. Als daher von gewisser Seite die Aufforderung an ihn erging, einem Geheimbunde gegen die russische Regierung beizutreten, fand der Vorschlag bei ihm willige Aufnahme. Es waren aber Spitzel dabei, die Sache kam heraus, und Wilhelm Badheister erhielt, obwohl nur seine Mitgliedschaft feststand, eine schwere Gefängnisstrafe.

Und da — in der Gefängnisinsamkeit — kam ein seltsames Gefühl über ihn: er, dem es ganz egal gewesen war, ob Russen, Engländer oder Franzosen über ihn herrschten, wollte um jeden Preis wieder Deutscher sein.

Von einer abenteuerlichen Flucht soll hier nicht geredet werden. Es genügt, zu wissen, daß er nach mannigfachen Gefahren in das Restdeutschland — man hatte trotz allen Siegesübermutes doch noch solch ein Kumpfsgebilde bestehen lassen müssen — gelangte.

Aber neue Enttäuschungen erwarteten ihn hier. Wohin er sich wandte, herrschte drückendste Not und Arbeitslosigkeit. „Die Engländer verhinderten auf jede Weise, daß wir unsere Industrien wieder aufrichten“, klagte es ihm aus allen Ecken entgegen. Die Brande, in der er selber arbeitete und in der er früher in fünfzig Städten Arbeit gefunden hätte, war so gut wie ausgestorben. „Wo sind denn die Kollegen?“ fragte er. — Ein Teil war nach Amerika, wo es ihnen nicht gut erging, denn der Massenandrang deutscher Auswanderer hatte ein Ueberangebot von Arbeitskräften erzeugt. Zudem wurden sie von dem englischen Volke als Besiegte betrachtet und als Lohndrücker gehaßt. Die meisten waren in Deutschland geblieben und lebten kümmerlich. Am meisten klagte man über den riesigen Steuerdruck. „Das laßt Ihr Euch von der Regierung bieten?“ fragte Badheister erregt. — Auch die Regierung ist ja ohne Einfluß, wurde ihm erwidert, die Steuern werden von den fremden Mächten vorgeschrieben, die ihre Kriegsenttäuschung um jeden Preis hereinhaben wollen. Sie legen alle Steuern auf die breiten Massen, weil ihnen das der bequemste Weg ist, Geld einzutreiben.

Unter den Nachwirkungen des Gefängnisses — die russischen Gefängnisstrafanstalten waren wie vor dem Kriege unerhört — wurde Badheister lungenkrank. Eine Krankenversicherung, öffentliche Heilstätten gab es nicht mehr. Für Sozialpolitik war in Deutschland kein Geld mehr vorhanden. Alte und invalide Arbeiter veramen. Alle Anjake, die zum Schutze der Schwangeren, der Säuglinge, auf dem Gebiete der Wohnungsreform, des Gesundheitswesens vor dem Kriege gemacht waren, starben aus Mangel an Mitteln ab. Die fremden Mächte forderten unbarbarisch alle verfügbaren Gelder für ihre Kriegsenttäuschung. Und bei alledem wütete die künstlich erzeugte Hungersnot infolge der englischen Maßregeln fort.

Von Badheisters fünf Kindern gingen drei zugrunde. Man kann gerade nicht sagen, woran sie starben, aber sie wären wohl leben geblieben, wenn das Glend nicht gewesen wäre. Er selbst fühlte sich unrettbar der Schwindsucht verfallen. Er sah sein Mögliches Ende sicher vor Augen.

— und erwahte schweißgebadet von einem starken Klopfen an der Tür. Es war die Botenfrau, die wie allmorgendlich die Zeitung brachte. An der Spitze stand in großen Lettern: „Alle feindlichen Angriffe abgesehen.“ „Gott sei Dank!“ murmelte Badheister mit süchtlicher Befriedigung. „War das ein dummer Traum?“

Von diesem Tage an war er nachdenklich, und als ihm einmal ein Kollege sagte: „Es ist ganz egal, wie der Krieg endet, wenn er nur aufhört.“ lächelte er still und meinte: „Es wäre gut, wenn alle Menschen die Folgen ihrer Worte im Voraus träumen könnten.“

### Büchertisch.

— Ein gutes Hindenburgbild zu besitzen, ein Bild, das die Weisheit des gewaltigen Heerführers eindringlich und liebevoll widerspiegelt, ist in Deutschland so allgemeiner Wunsch, daß es an Verjuden, ihn zu erfüllen, bisher wahrlich nicht gefehlt hat. Aber von den Künstlern, die sich berufen glaubten, waren nur wenige auserwählt. Die Monumentalität dieses wie in Stahl gegossenen und doch so wunderbar reich belebten Antlitzes auf die Leinwand zu bannen, erfordert neben technischer Meisterhaftigkeit eine nicht jedem vergönnte Vertiefung in die Arbeit. Deshalb nimmt Professor Walter Petersens (Düsseldorf) prächtiges Gemälde, das im Frühling ds. Js. in der Berliner Königl. Akademie der Künste mit Recht allgemein bewundert worden ist, einer so hervorragenden Platz ein. Ueber diese Schöpfung des gefeierten Porträisten — ein Geschenk der Stadt Hannover an die Familie von Hindenburg — äußerte sich der Generalfeldmarschall selbst als der autoritativste Kritiker: „So wünschte ich auf die Nachwelt zu kommen, und ich würde mich freuen, wenn dieses Bild in Nachbildungen recht verbreitet würde, da so viele schlechte Bilder von mir im Umlauf sind.“ Petersen hat den Schichtenleuker und taikräftigen Heerführer zugleich voll erfasst. Auf der mächtigen Soldatengefäßt erhebt sich, unbegleimte Willenskraft und alle Feinheit deutschen Geistes atmend, das väterliche Haupt; der Eisenbild, über den in der feindlichen Presse so viel geschrieben wird, scheint den Sieg kommandieren zu können, von dessen gedanklicher Erarbeitung die Mienen beredt sprechen.

Mit der gewissenhaften Sorgfalt, die alle ihre Veröffentlichungen und ausgezeichneten farbigen Nachbildungen bekannter Meisterwerke kennzeichnet, hat die Kunstanstalt Trovitzsch und Sohn in Frankfurt a. d. Oder das Petersensche Hindenburgbild im Farblichdruck wiedergegeben. (Preis 35 M.). Der markige Pinselstrich, die geistvolle Behandlung der Gesichtszüge, besonders der charakteristischen Stirn- und Augenpartie, erscheint in der Nachbildung mit aller Schärfe des Originals. Dank der stattlichen Bildgröße von 65x97 Zentimeter zeigt das Blatt auch äußerlich einen monumentalen Charakter, der es nicht nur des Ehrenplatzes im deutschen Hause würdig macht, sondern auch als festlichen Wandschmuck für die Säle von Vereinen und Körperchaften geeignet erscheinen läßt.

Aus Deutschlands Vergangenheit. Geschichtsbilder in der Erzählform, herausgegeben von A. Enzinger und H. Hausmann, gr. 8<sup>o</sup>. X und 493 Seiten. In Ganzleinvand M. 5.— Verlag von H. Oldenbourg in München und Berlin. — Die beiden Verfasser stellen in dem Buche den geschichtlichen, besonders kulturgeschichtlichen Werdegang Deutschlands in systematisch aneinandergereihten Geschichtsbildern dar, denen in den Hauptabschnitten eine kurze historische geschichtliche Tafelchen, sondern führen uns Deutschlands Werden in der lichtvollen Phantasie und in der farbenfreudigen, doch klaren Sprache des Dichters vor Augen. Man möchte die einzelnen Erzählungen Witzlichter in ihre Zeit nennen, welche die reifere Jugend die Geschichte als etwas Gegenwärtiges, Selbstgeesehenes schauen lassen. Wie wenig sind unserer Jugend die zahlreichen, oft musterhaften kulturhistorischen Romane und Erzählungen bekannt! Dadurch, daß die beiden Verfasser die historischen Gemälde aus diesen Dichterverken herausgeschält haben, wirkt das Buch belehrend und erziehend zugleich. Es dürfte daher eine willkommene Weihnachtsgabe bilden.

— Andersen, H. Chr., Märchen. Uebersetzt von Gertrud Bauer. Mit 8 Farbendruckbildern und 30 Textillustrationen nach Originalen von Paul Seb. 259 Seiten stark; Oktavformat. Für Knaben, Mädchen und Erwachsene. Gebunden M. 4.50. — Es ist dies kein Buch, das nur bis zu einem gewissen Alter unsere Jugend zu interessieren vermag und dann gleich einer Puppe nicht mehr zur Hand genommen wird. Andersen's Märchen beschäftigen die Phantasie der ganz Kleinen; durch ihre vielen Beziehungen zu Dingen und Vorkommnissen des täglichen Lebens setzen sie sich in den Köpfen fest und mit dem reifenden Alter kommt das Verständnis für so manche Lebensweisheit und für so manchen Humor. Ja sogar dem Erwachsenen wird das Buch noch lieb sein mit seiner humorvollen Beiklung menschlicher Schwächen, mit seiner anmutigen Sprache und mit den entzückenden, künstlerisch wertvollen Bildern Paul Hens, die die Feinheiten und den Stimmungsgelbst der Märchen in unübertrefflicher Weise wiedergeben, so daß sie mit dem Texte fast zu verschmelzen scheinen.

— Pauli, Johannes: Scherz und Ernst. Ausgewählt von Ernst Wilmanns. Mit 8 Tonbildern von Rolf Winkler. 112 Seiten stark; Oktavformat. Kartoniert M. 2.— R. Thieme's Verlag, Stuttgart. — Gesunde, kräftige, altbekannte Kost bietet uns dies alte Buch in neuem Gewande. „Scherz und Ernst“ hat der Barfüßermönch Johannes Pauli zu Thann im Jahre 1519 sein Büchlein genannt, in dem er eine Reihe von unterhaltenden und zugleich belehrenden Erzählungen und Schwänken (von ihm vornehmlich als die Zuhörer aus dem Schlafe anstättelnde Beispiele für die Kanzel gedacht) zusammen-

gestellt hat. Die Umwandlung in „Scherz und Ernst“ hat sich der Titel nun endlich doch gefallen lassen müssen, nachdem sich die Bedeutung des Wortes „Schimpf“ seitler gar zu sehr geändert hat und in dem hier gebrauchten Sinne völlig unverstänlich geworden ist. Aber an dem treffenden Witz, der köstlichen Laune und dem unbestechlichen Freimut dieser Geschichten und Schwänke, die den Ernst mit dem Scherz und den Scherz mit dem Ernst untrennbar vereinen, hat sich dadurch nichts geändert, und sie sind in ihrer Wirkung noch so frisch wie nur jemals. Und wenn es uns auch heute kaum mehr möglich erscheinen will, daß diese Erzählungen jemals als in der Predigt anzuführende Beispiele gedacht gewesen sein könnten, so haben wir doch unsere Freude daran, und das köstliche Büchlein, besonders mit den trefflichen, witzigen Illustrationen von Rolf Winkler, wird wie seither seine Freunde finden, und jedem, der es in die Hand nimmt, eine heitere — und doch auch wieder nachdenkliche Stunde bescheren.

— Jünglerchens Steg. Eine Erzählung für junge Mädchen von Luise Glas. Mit Bildern von Professor Franz Kienmayer. Preis M. 3.50. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

— Mit Laute und Rucksack. Eine Thüringer Sommerfahrt von August Trinius. Mit Bildern von Max Thalmann. Preis 3.50 M. Verlag von H. Anton & Co., Leipzig und Berlin. — Es weht etwas durch diese Blätter wie der würzige Tannen Duft der Thüringer Bergwälder. Es ist so malerisch, so anschaulich, daß es wirklich eine Lust ist, sich ihm hinzugeben. Alle „Wandervögel“ und alle einem ähnlichen Verbands angehörenden jungen Leute dürfte das Buch geradezu begeistern.

— V 188<sup>4</sup>. Meine Torpedoboot-Kriegsfahrten. Von G. L. Lisen, Kapitänleutnant und Kommandant. Geh. 1 M. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin. — Ein frisches, sorgfaches Seemannsbuch von Anfang bis zu Ende, von der ersten bis zur letzten Seite. Nichts ist dem Boot und seiner Besatzung erspart geblieben: schwerer Vorpostendienst in rabensfinsterner Nacht, Beschließung der feindlichen Küste, Seenot und Minengefahr, Kampf mit einem feindlichen Unterseeboot, bei dem unser Boot in den Grund gehohrt, der größte Teil der Mannschaft aber von wackeren Kameraden gerettet wird. Diefelbe Besatzung aber besteht auf einem anderen Boot noch weitere Gefahren, in unsichtiger Nacht wird ein anderes unserer Boote gerammt, bis endlich sich auch das Schicksal dieses neuen Bootes in jener Unglücksnacht erfüllt, in der auch unser kleiner Kreuzer „Bremen“ versank. Die Vorgänge sind mit großen Strichen gezeichnet, aber mit einer Wahrhaftigkeit, die nie erdacht oder erklügelt werden kann.

— Eugen Kallschmidt: Krieg und Arbeit im Westen. Erlebnisse und Berichte aus Frankreich und Belgien. Mit 16 Sonderaufnahmen. Preis M. 2.50. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

— Der Völkerring\*. (Herausgegeben von Dr. C. G. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart; jedes Heft 30 Pfg.) Das 104. Heft gibt eine Schilderung von den Wirkungen des Maschinengewehres und berichtet, wie auch in dem vorausgehenden Heft, über die Kämpfe an der italienischen Front von Oktober 1915 bis Januar 1916.

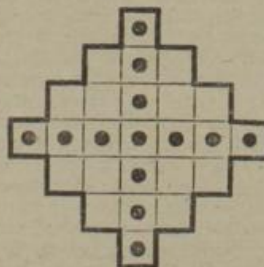
— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 2. Dezemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Lou Andreas Salomö: Angela Langer; Hugo Vieber: Geschichte, Zeit und Dichtung; Karl Huber-Frankenthal: Hermann Löns als Erzähler; Hans Brand: Das Drama Schickels; Heinrich Zerfaulen: Neue Kritik; Leopold Hirschberg: Ein verschollener „Haus“-Kommentar. — Echo der Bühnen. — Echo der Rettungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

— Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1917. Mit Beiträgen von Dr. Ludwig Finkh, Dr. Kurt Floerke, P. Langbein, Erich Schlaifier, Edgar Steiger u. a. Herausgegeben von Anton Fendrich. Mit farbigem Vollbild und Zeichnungen von Fritz Bergen und Willy Pland. Preis 50 Pfg. Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung.

### Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben b e c d d d o o o g h i k n n n r s s s t u u derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:

1. Einen Konsonanten.
2. Musikalische Bezeichnung.
3. Einen Baum.
4. Bekannten englischen Dichter.
5. Einen Himmelskörper.
6. Ungarisches Komitat.
7. Einen Konsonanten.



Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Gleiche Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Wiege, Rufen; „wie gerufen!“